

Die Meister meistern oder über die Kunst Schülerin zu sein

1. Eine eigene Geschichte

Was ist ein guter Lehrer? Eine Frage - unzählige Male gestellt, seit jenem nicht genau definierbaren Zeitpunkt, an dem aus dem Nebel dumpfer Empfindungserfahrungen sich erste markante Zuspitzungen erhoben, kleine leidvolle Momente, für die sich nun überraschend ein Wort, eine Bezeichnung fand. Dieses Wort - aus einem anderen Zusammenhang entlehnt - dem eigenen Erleben zuzuschreiben, wirkte wie eine Art Durchbruch, eine Lichtung im Dickicht diffusen plumpen Ungemachs. Dieses Wort hieß „Demütigung“. Ich durfte mich in seine Obhut begeben, mich subsumieren unter seine heilsame Erklärungskraft, die mir erlaubte, fortan nicht mehr das ganze Ausmaß der erspürten Unzulänglichkeit auf meine Kappe zu nehmen, vielmehr die Durchdrungenheit vom Gefühl des Mangels in einem ersten analytischen Kraftakt als gehorsamen Reflex auf das herrische Streben eines Anderen zu begreifen, der es aus unerfindlichen Gründen auf mich und einige andere abgesehen hatte.

Von nun an gesellten sich zum Ausgangswort weitere mildtätige Freunde wie „Unrecht“, „Unterdrückung“, „Benachteiligung“, „Übergriff“, „Pflichtverletzung“, aber auch „Wut“ und ein Bollwerk aus repetitiven Tautologien: „Ich bin ich“, „Ich bin ich“, „Ich bin ich“. Ganz allmählich entstand ein Abstand zwischen dem verächtlichen Tadel und mir, das Schnauben und Bellen des Lehrkörpers verebbte immer öfter an meinen sorgsam angelegten Schutzdeichen, die eifrigen Linealschläge auf den zu lokalisierenden Hohlraum in meinem Hinterkopf kratzten mich kaum noch, ebenso wenig wie der generalstabsmäßige Umgangston und die nicht endenden Schikanen. Mädchenschule der sechziger Jahre. Hier habe ich aus Not und Bedrängnis das Denken angefangen. Ich habe gierig die Worte aufgesammelt, die es mir erlaubten, mich in mir selber zu teilen, denn ich wollte nicht die sein, auf die man mich zusammenstauchte und auch nicht die, die man sich aus dem Häufchen Elend zurechtzukneten erhoffte. „Ich bin ich, noch nicht, aber bald, irgendwann“ – „Ich bin ich“.

Der Ungeist einer üblen Zeit wehte noch in allen Fluren. Wohlwollen und Stärkung galten den meisten Pädagogen wenig. Herabsetzung, Kränkung, Verriss, Ängstigung und Missachtung, davon versprach man sich eine Stimulierung der Persönlichkeit, die zum tüchtigen Staatsbürger auffrisiert werden musste. Und wir Mädels, ganz unter uns, sollten eben auch unsere Grenzen erfahren. Wir sollten wissen, dass die Errungenschaften der Frauenbildung zwar gutzuheißen seien, dass wir uns aber damit zu begnügen hätten, dankbare Konsumentinnen einer von Männern geschaffenen Kulturwelt abzugeben. Niemand sagte das so klipp und klar, aber wir erhielten eine Reihe von Botschaften, z. B., dass Weiblichkeit mit mathematischem Verständnis kaum vereinbar sei, dass Ciceros Reden „Über die Pflichten“¹ für uns allenfalls ein grammatisches Interesse hätten, dass Oberstudienrätinnen durch die Bank weg bis auf wenige spektakuläre Ausnahmen dem besonderen Geschlecht der zugleich kritisch beäugten wie bedauernswerten Unverheirateten angehörten. Dies alles hat sich tief und unvergesslich eingepägt. Erst Jahrzehnte später begriff ich, was eine zaghafte Kunstlehrerin sagen wollte, als sie uns aufforderte, aus dem hundertjährigen Dornröschenschlaf zu erwachen, in dem wir Mädchen abgeschottet von der Welt das Leben versäumen.

Dennoch: Gerade dieses einschnürende Milieu, jene Rudimente des Unerhörten in einer Schule, die uns mit Aufklärungsfilmern aller Art Abstand von den Gräueln der Vorzeit lehrte,

¹ Viel später stellte ich dann mit Erstauen fest, dass man bereits in der Frühaufklärung (1738, in der moralischen Wochenschrift „Die vernünftigen Tadlerinnen“) dieses Werk zum Standard einer angemessenen ‚Frauenzimmerlektüre‘ hinzuzählte. Siehe: Wolfgang Martens „Leserezepte für Frauenzimmer. Die Frauenzimmerbibliotheken der deutsche Moralischen Wochenschriften“.

forderte uns heraus, eigene Wege zu gehen, wie es die meisten von uns taten. Wir, 16 junge Frauen einer Abiturklasse, beschlossen, etwas aus uns zu machen, jede für sich, nicht durch irgendeinen feierlichen Zusammenschluss. Sicher ist indes auch, dass das Grunderleben, die Teilnahme am kulturellen Geschehen nicht selbstverständlich zu verdienen, sondern aus einem trotzigem „Aber doch“ heraus erobern zu müssen, einen Menschen niemals ganz wieder loslässt. Er wird sich einen lebenslangen Rechtfertigungszwang auferlegen, sich Perfektion abfordern, um hinter möglichst glänzenden Leistungen die Tatsache zu verbergen, unerlaubterweise vor Ort zu sein. Jedenfalls ist anzunehmen, dass ein solcher Start ins Leben, die Bereitschaft erhöht der allgegenwärtigen Aufforderung zu folgen, den Fehler bei sich selbst zu suchen. Trotz aller späteren frauenbewegten Analysen dieser Zusammenhänge war die frühe Infektion durch Erniedrigung und Selbstbeziehung nie ganz auszumerzen. Die Rückfallquoten sind hier extrem hoch.

Wer, wie manche von uns, ein geisteswissenschaftliches Studium aufnahm, hatte den Vorteil in dieser Branche eine große Anzahl von Geschlechtsgenossinnen anzutreffen, zumindest auf der Seite der Lernenden. Das war in der Naturwissenschaft schon anders, ganz zu schweigen von dem bedauernswerten Los der meisten Technikerinnen, deren Torturen beim Betreten eines Hörsaals voller schmähsfreudiger Maschinenbaustudenten hier nicht geschildert werden sollen. Doch, was auch jeder Germanistik-, Romanistik- und vor allem Philosophiestudentin sehr schnell schmerzlich nahe rückte, war der konkrete Geschmack einer allseits bekannten und doch irgendwie immer verdrängten Tatsache, der Tatsache nämlich, dass das überlieferte Universum des Denkens den Männern gehört und dass die Frauen hier in erster Linie durch Abwesenheit glänzen. Unleugbar, unabweisbar, durch Frauenforschung zwar relativierbar und doch unrevidierbar.

Ich erinnere mich noch, wie an einem trüben Nachmittag des Wintersemesters X eine wehmütige Empfindung der Verlassenheit über mich kam, als ich allein in den altertümlichen Räumen einer philosophischen Bibliothek saß und mir gewahr wurde, dass nahezu jeder der Abermillionen Buchstaben, die mich umgaben, aus der Feder mehr oder weniger illustrierter Männer stammte. Obwohl ich schon vielfach von einem Gedanken entzündet worden war, vieles meine Bewunderung hervorrief und manches sogar den Eindruck einer vertrauten Seele in mir hinterließ, konnte ich die Wahrnehmung der Fremdheit, die mich in diesem Augenblick beschlich, nie mehr ganz abschütteln und ich verbrachte Jahre damit, dem auf den Grund zu gehen.

An der Universität hatte ich, je weiter ich im Studium voranschritt, einige durchaus unterstützende Lehrer, ohne die ich zweifellos niemals auch nur ein Stückchen auf der akademischen Leiter nach oben gekrabbelt wäre. Doch im Grunde gab es nur einen Dozenten, mit dem ich wirklich Glück hatte, indem er mich mit jener interesselosen Liebe förderte und zugleich streng forderte, die ein gelungenes Lehrer-Schüler-Verhältnis ausmacht. Seine unvoreingenommene Aufgeschlossenheit auch für die Problematik der Stellung der Frau in Geschichte und Kultur erstaunt mich rückblickend fast noch mehr als während unserer Zusammenarbeit. Obwohl die Erforschung dieser Themenkreise – das Studium der geschichtlichen Zusammenhänge und systematischen Hintergründe für die Ungleichheit von Mann und Frau – in den 80er Jahren Hochkonjunktur hatte, verlor dieses Arbeitsgebiet in den Augen der meisten Akademiker niemals ganz den Charakter des Unseriösen und es war keineswegs eine Seltenheit, dass man es als eine Spielwiese für frustrierte komplexbehaftete, im 'Eigentlichen' nicht arrivierte Frauen duldete und belächelte.

Diese neue Variante von Geringschätzung ist, so wage ich zu behaupten, jeder Frau wohlvertraut, die sich thematisch dem Projekt einer Re-Lektüre des philosophischen Kanons unter dem Gesichtspunkt der Geschlechterdifferenz zuwandte. Absolut verheerend wirkte es sich dabei aus, das Adjektiv „feministisch“ auch nur irgendeiner der hier vorgenommenen Aktivitäten voranzustellen. Es ist ein Reizwort von außerordentlicher Wirksamkeit, das auch den zugänglichsten und gütigsten Meister erstarren lässt, und in ihm – so kann ich nur vermuten -

angesichts der emsigen frauenbewegten Studentinnen wahnwitzige Bilderwelten von rachsüchtigen, bewehrten Amazonen wachruft, die dem Traum vom seligen Schlummer im Arm einer weichen nachsichtigen Geliebten für alle Zeit den Garaus machen wollen. Hier liegt ein endloses Missverstehen vor, das aufzudecken ganze Bände füllen müsste, die dann - so fürchte ich - eine neue Spezies von Fehlurteilen ins Leben rufen. Ich sage dazu nur folgendes: Männerfeindlichkeit trägt zugegebenermaßen nicht selten das Etikett 'feministisch' und bezeichnet eine gefühlsmäßige Haltung, die - außer bei gravierenden Persönlichkeitsstörungen - in Folge von Ungerechtigkeiten auftreten mag, gegen die man dauerhaft vergeblich ankämpft. Ein so beschaffenes Feindbilddenken stellt eine psychologisch erklärbar, wenn auch philosophisch unhaltbare Gegenreaktion auf tiefsitzende Vorurteile dar, die Weiblichkeit und damit das Aufgabengebiet der Frauen festzurren wollen auf ein naturverfügtes sozial klar umzäuntes Geschick. Philosophen erfinden hier seit Jahrhunderten ontologische Konstanten um sich dem Ansturm kultureller Vielfalt und der ungeahnten, unbezähmbaren Variationsbreite sexueller Orientierungen zu erwehren. Obwohl Rationalität zum zentralen Bestandteil ihres Berufsbildes gehört, sind sie dabei Gegenargumenten nicht immer zugänglich. Nicht selten gewinnt man sogar den Eindruck, dass den Widerreden von Frauen das Ressentiment der Schlechtweggekommenen unterstellt wird. Wenn das ursprünglich auf Aufklärung und präzise historische Recherche angelegte Unterfangen der Frauenforschung immer und immer wieder als ideologische Kampagne gegen Männer aufgefasst und damit missverstanden wird, dann mag am Ende auch mancher rechtschaffenen Weibsperson, die hier agiert, gelegentlich die kritische Distanz abhanden kommen. Ignoranz macht irgendwann furchtig und der in vielem hochgeehrte Lehrer büßt den Nimbus des Besonderen allmählich ein. Hier fällt mir ein Wort Georg Steiners ein - von diesem allerdings in einem anderen Zusammenhang formuliert: „Manche Männer und Frauen lassen sich durch die Töpferhand des Apostels, des Lehrers formen; andere beißen in sie“ (Steiner 2002: 218) Eine Versachlichung dieser Debatten wäre für beide Seiten ein wünschenswertes, der allgemeinen Bissigkeit Einhalt gebietendes Gut. Nur selten habe ich von Frauen, die eine erfolgreiche Laufbahn einschlugen, solche Redewendungen gehört, wie sie mir von meinen männlichen Kollegen geläufig sind: „Mein großen Lehrer Soundso“ oder „Ich bin Schüler des hochverehrten XY“. Und ohne polemisieren zu wollen, kann ich sagen, dass ich gerade von den Hartnäckigen unter ihnen, die es bis auf einen Lehrstuhl geschafft haben, die grausigsten Geschichten über Diskriminierung und intrigante Schachzüge ihrer Kollegen erfahren mussten. Die Schwierigkeiten, Schülerin zu sein, sind altbekannt und es gibt viele Beispiele dafür, dass an die Stelle der interesselosen Liebe, die das Lehrverhältnis adelt, hier eher Indifferenz oder eine durchaus interessierte Liebe tritt. Einige Frauen haben versucht, eigene Lösungen zu finden, indem sie sich gegenseitig in neu gestalteten pädagogischen Beziehungen stärkten. Da das natürliche auf Anerkennung basierende Autoritätsverhältnis zwischen Lehrer und Schülerin von einer tief in die Geschichte hinabreichenden Diskriminierung der Frau überschattet und unentwirrbar durchdrungen ist, versuchten einige Wissenschaftlerinnen der Universität von Verona dem mit einem neuartigen Konzept, dem „Affidamento“², zu begegnen. Demnach sollen Frauen zu Lehrmeisterinnen jüngerer Frauen und Mädchen werden, indem sie eine von Überlegenheit, Achtung und Zuneigung getragene Vermittlerrolle beim Hineinfinden in die Welt übernehmen.. Auch wenn diese Bewegung zum Teil mit eigenwilligen psychoanalytischen Konstrukten agiert, auch wenn Gleichgeschlechtlichkeit kein Allheilmittel gegen offene und suggestive Nötigung darstellt, so zielt das Konzept des „Affidamento“ doch darauf, das in Erziehungsfragen und Bildungsangelegenheiten so unverzichtbare Autoritätsverhältnis zu restaurieren und es aller Aspekte der ihm widersprechenden Gewaltsamkeit zu entkleiden.

² Vgl. z.B.: Elvia Franco "Das Affidamento in der Pädagogischen Beziehung".

2. Autorität und Herrschaft

„Autorität jedoch schließt gerade den Gebrauch jeglichen Zwanges aus, und wo Gewalt gebraucht wird, um Gehorsam zu erzwingen, hat Autorität immer schon versagt. Andererseits ist Autorität unvereinbar mit Überzeugen, welches Gleichheit voraussetzt und mit Argumenten arbeitet. Argumentation setzt Autorität immer außer Kraft. Der egalitären Ordnung des Überzeugens steht die autoritäre Ordnung gegenüber, die ihrem Wesen nach hierarchisch ist.“ (Arendt 1994: 159/160) Nimmt man diesen Gedanken Hannah Arendts ernst und überträgt ihn auf die Beziehung von Schülerin und Meister, so zeigt sich folgendes: Auf dieser Konstellation lastet eine schwere Vergangenheit. Denn vor dem Hintergrund einer Jahrhunderte langen Unterdrückungsgeschichte kann es schwerlich gelingen, die jeder pädagogischen Beziehung notwendigerweise inhärente Ungleichheit ohne Zwang - sozusagen in aller Unschuld - zu installieren. Wird nämlich von Seiten vielen Frauen infolge einer historischen Bürde ein Generalverdacht gegen jede Form der Unterordnung unter den Mann erhoben, ist hier kaum mehr eine anerkennende freiwillige Gefolgschaft möglich. Umgekehrt geben viele männliche Meister, sofern sie es mit einer Frau zu tun haben – oftmals unbemerkt vor sich selbst – dem notwendigen temporären Gefälle zwischen Lehrendem und Lernenden einen grundsätzlichen und dauerhaften Charakter. Es ist dann kaum denkbar auf Augenhöhe zu gelangen und den Lehrer überflügeln zu wollen, erscheint nahezu frevelhaft. Frauen, die es geschafft haben sich Anerkennung zu verschaffen, berichten vielfach von großen Mühen, von der Anstrengung immer mit doppelter Kraft und Fahrtgeschwindigkeit unterwegs zu sein. Frau muss dann wie ein Mann leben, nur dass in diesem Fall die Privatsphäre baden geht, von Kindern schweigen wir. Es gibt zunehmend Gegenbeispiele und ich freue mich darüber, aber sie sind nicht die Regel.

Wir stehen mit diesen Fragen vor einem historischen Dilemma, insofern wir eine alte Welt verloren haben und nicht wissen, wie es weitergehen kann. Die potenzierte Anspannung im Verhältnis Meister-Schülerin steht im Zeichen einer generellen Beschädigung der Autoritätsbeziehung im pädagogischen Bereich. Woraus speist sich Autorität, das heißt, woher gewinnt sie jene Kraft, die den anderen veranlasst, sich dem Geist eines Lehrers zu überantworten und seine Überlegenheit zu akzeptieren?

Hannah Arendt, die in ihrem Aufsatz „Was ist Autorität?“ dieser Frage nachgeht, allerdings im Blick auf politische Autorität, zeigt auf, dass sich Autorität in der Vergangenheit aus der besonderen Nähe einer Person oder eines Personenkreises zu einem für alle gültigen wertvollen Ursprung gewann. Sie weist dabei erhebliche Unterschiede in der Herleitung des Autoritätsverständnisses bei Platon und Aristoteles sowie im römischen Denken nach. Während sie in Platons Werk eine fragwürdige Ableitung politischer Autorität aus der Sphäre philosophischer Erkenntnis, also aus einem privilegierten Zugang zur Ideenwelt, diagnostiziert, hebt sie bei Aristoteles heraus, dass dieser die Legitimität von Autorität auf die Privatsphäre, in der die Abwicklung der menschlichen Lebensnotwendigkeiten stattfindet, einschränkt, wohingegen das Politische für ihn der Raum des freien Gedankenaustauschs gleichgestellter Familienoberhäupter ist. Da freies Sprechen und Handeln in politischer Verantwortung rationale Kompetenzen voraussetzt, die man nur einem Teil der männlichen Bevölkerung zusprach, müssen die übrigen, darunter alle Frauen, in die Privatsphäre eingeschlossen bleiben, um dort eine Existenz im Dienste der Überlebenssicherung der Gattung zu führen. Während Frauen und Sklaven also „den Freien das direkte Gezwungenwerden von den Lebensnotwendigkeiten abnehmen“ (Arendt 1994: 184), wird auf sie selbst durchaus Zwang ausgeübt. Im Politischen realisiert sich menschliche Freiheit, während im Privatbereich, der vom Gesetz der Notwendigkeit beherrscht ist, (freiwillige) Unterwerfung gefordert ist.

Wo die großen Denker der Antike den Autoritätsbegriff in die politische Sphäre einzuführen versuchen, bedienen sie sich vielfacher Analogisierungen zu den Bereichen des Haushaltes und der Sklavenwirtschaft sowie auch des Handwerks, darauf setzend, dass die hier bestehenden Überlegenheitsverhältnisse fraglose Überzeugungskraft besitzen. Arendt erkennt und kritisiert in diesem Maßnehmen am Präpolitischen eine Deformation des die Polis tragenden Gleichheitsgedankens. Sie beleuchtet dabei aber nur in Ansätzen, dass eine solchermaßen analogisierende Argumentation vor allem auch deswegen problematisch ist, weil Unterordnung im Privatbereich, wenn sie Erwachsene betraf und nicht durch fachlichen Vorsprung begründet war, keineswegs ohne Gewaltmittel auskommen konnte. An dieser Stelle ist zu fragen, ob der Bestimmung natürlicher Autorität und freiwilliger Unterordnung, die „klar sowohl gegen Zwang durch Gewalt wie gegen Überzeugen durch Argumente abzugrenzen“ sind (Arendt 1994: 160), außerhalb des pädagogischen Verhältnisses jemals eine Realität zukam, das heißt, ob es sich hierbei nicht vielmehr um ein Ideal handelte, das immer schon dazu diente, „wirkliche oder erstrebte Herrschaftsverhältnisse zu verschleiern und vorzugeben zu erziehen, wo man eigentlich beherrschen wollte.“ (Arendt 1994: 186)³

Deutlicher als in ihrer Beschäftigung mit Aristoteles hebt Arendt die gewaltsamen Implikationen des antiken Autoritätsbegriffs in Bezug auf Platons Anspruch, die Philosophen zu Herrschern zu machen, hervor.⁴ Wie Aristoteles legitimiert auch Platon politische Autorität durch Parallelisierung zu Verhältnissen, in denen die Beziehungen selbst ein Zwangselement enthalten. Indem Platon dabei vornehmlich das Beispiel des Handwerkers bemüht, um daran anlehnend den Philosophen als eine Art Experten in der Herstellung des Gemeinschaftsinteresses zu bestimmen, evoziere er zudem „ein Element von Gewalt-Tätigkeit alle(n) Herstellens und Fabrizierens“ (Arendt 1994: 178), das im Widerspruch zum Grundverständnis politischer Interaktion stehe. Die Vorstellung eines Sachverständigen für Vernunft vermittele zudem ein verzerrtes Bild philosophischer Erkenntnis.⁵ Dass Platon außerdem – wie Arendt schreibt – nicht wirklich an die Überzeugungskraft seiner Argumente bei den vielen geglaubt habe, zeige sich in den politischen Dialogen. Um die Anerkennung der Vernunft Herrschaft der Philosophenkönige zu bewirken, bediene er sich im *Staat* und im *Gorgias* einer Mythologie, die von einem Fortleben nach dem Tode spricht und davon, dass den Menschen dann Belohnungen und Strafen widerfahren. Es ist klar, dass solche Höllenausmalungen auch hier die Freiwilligkeit eines daraufhin möglicherweise erfolgenden Gehorsams dubios werden lassen. Ihr irrationaler manipulativer und damit vernunftfeindlicher Charakter ist unübersehbar.

3. Aufgabe der Autorität oder Autorität als Aufgabe

Die aus dem Griechentum abgeleiteten Autoritätskonzepte, die dann später durch römische und christliche Elemente ergänzt, vertieft und im eigentlichen Sinne politisch wirksam wurden, sind, wie ich kurz umrissen habe, erfüllt von der Vorstellung, dass es auch unter Erwachsenen naturbedingte, prinzipiell unüberwindliche Ungleichheiten gibt. Wird die Denk-

³ Arendt schreibt Platons eine maßgebliche Bedeutung für den tragenden Autoritätsbegriff der abendländischen Tradition zu: „In unserem Zusammenhang ist wesentlich festzuhalten, daß gerade das Herrschaftselement, das unter dem ungeheuren Einfluß platonischen Denkens den abendländischen Autoritätsbegriff so entscheidend bestimmt, auf einen Konflikt mit der Politik und nicht auf Erfahrungen, die spezifisch politische sind, zurückgeht. Herrschen soll der Philosophenkönig, und unter seine Autorität sollen die menschlichen Angelegenheiten gerade deshalb gestellt werden, weil vom Standpunkt der Philosophie aus es unbedingt verhindert werden muß, daß sie so ernstgenommen werden, daß sie autonom werden.“ – Hannah Arendt „Was ist Autorität“ S. 181.

⁴ Vgl hierzu: Hannah Arendt ebd., S. 176 ff.

⁵ „Ursprünglich aber war die eigentliche Funktion der Idee nicht, über die Angelegenheiten der Menschen zu herrschen, sondern als das Schöne über ihnen zu scheinen und das Irdische zu erleuchten“, ebd. S.180. – An anderer Stelle markiert Arendt Sokrates als einen vorbildhaften Grenzgänger zwischen der Welt der Kontemplation und der Welt des Handelns: Siehe: Hannah Arendt „Vom Leben des Geistes“, S. 167/168.

figur einer Rückführung von Autorität auf transzendente Maßstäbe wie kosmologische und ideelle Vorgaben, Naturrecht oder Gottes Wille fraglich - und das geschieht im Zuge moderner Emanzipationsbewegungen -, so ereignet sich hiermit eine Aushöhlung des Autoritätsbegriffs selbst. Speist sich Autorität nämlich aus einer fragwürdig gewordenen Tradition, für die die meisten keine Verantwortung mehr übernehmen mögen, so verliert sie ihre Legitimation und wird zum leeren Dominanzanspruch. Dies bedeutet - wie Arendt darlegt - aber zugleich eine Weltentfremdung mit bedenklichen Auswirkungen auf den präpolitischen Bereich der Erziehung. Obwohl die heute ausufernde Zersetzung des Autoritätsbewusstseins im Erziehungs- und Bildungswesens zu bedauern ist, muss indes das Ende einer fraglosen Anerkennung überlieferter Überlegenheitsverhältnisse nicht zuletzt vor dem Hintergrund der Unterdrückungsgeschichte der Frau unbedingt begrüßt werden.

Die allgemeine Brüchigkeit der modernen Welt wirkt sich aus in der Verweigerung vieler Erwachsener - Eltern oder Lehrer - trotz ihrer Überlegenheit an Jahren und Lebenserfahrung für diese Welt eintreten zu wollen. Die bedenklichen Irrtümer der antiautoritären Erziehung, die Arendt differenziert darlegt⁶, sollen hier nicht entfaltet werden. Kann die Erziehung wirklich, wie sie sagt, nicht auf Autorität verzichten, so stehen wir vor einer schwierigen Situation, die sich im Hinblick auf die heranwachsende Frau, wie soeben umrissen, als besonders schwierig erweist. Denn die Überwindung einer naturrechtlich oder religiös fundierten Vormachtstellung des Mannes lässt hier die meisten überlieferten Bande mürbe werden und zerfallen, auch wenn man seit der Aufklärungsepoche viele Anstrengungen darauf verwandte (und manchmal immer noch verwendet), die Ungleichheit von Mann und Frau in moderne anthropologisch-naturwissenschaftliche Prägformen zu gießen. So betreiben zwar manche immer noch mit rotwangigem Eifer das alte Spiel der geschlechtspezifischen Typisierungen, leiten von ihren gehirnphysiologischen und psychologischen Erleuchtungen⁷ aber nur mehr selten grundlegend unterschiedliche Rechtsansprüche für Mann und Frau ab.

Ist es möglich, Tradition und Autorität voneinander zu trennen und für die pädagogischen Prozesse in Erziehung und Bildung neue Formen der Autoritätsbeziehung aufzubauen? Letztlich gelangen - dies zeigen Arendts Ausführungen zum römischen Autoritätsbegriff - Instanzen in einer Gesellschaft dann zur Anerkennung, wenn sie mit einer erfolgreichen, für alle schützenden institutionellen Gründung einhergehen. Autorität kommt denjenigen zu, „die die Fundamente für alle kommenden Dinge“ gelegt haben, die „Ahnen, die die Römer die >majores<, die Größeren, nannten“ (Arendt 1994: 188), und ebenso denjenigen, die diese Gründung verwalten und mehren. Das römische Modell, das hier als politisches Modell nicht im Einzelnen verfolgt werden soll, das auch nicht in seiner Amalgamierung mit dem griechischen Denken und erst recht nicht in seinen neuzeitlichen Neuauflagen thematisiert werden soll, ermutigt indes durch seinen Setzungscharakter zu dem Gedanken einer handelnden Erneuerung pädagogischer Autorität abseits des Althergebrachten überzugehen. Auszudenken wären Entwürfe einer glaubhaften Überlegenheit auf der Basis von Bildung, Lebenserfahrung und Nachdenklichkeit jenseits von Erbe, naturalisierter Vormachtstellung bzw. dem Privileg, Anrainer des Metaphysischen zu sein. Ein im Wahrheitswissen zurückhaltender Lehrer, der sich selber immer zugleich noch als Suchender verstünde, wirkt vor allem durch die kommunikative und moralische Kraft seiner Person. Argumentative Überzeugungskraft widerspräche hier nicht mehr prinzipiell - wie in Arendts Definition - dem Wesen der Autorität. Vielmehr wäre in der nachmetaphysischen Welt die grundsätzliche Bereitschaft, sich Vernunftgründen zu öffnen und gegebenenfalls auch zu beugen, ein bedeutsamer autoritätsstabilisierender Faktor. Weiterzuentwickeln wäre dieses Verständnis vor allem im Blick auf die Phänomene einer bereits virulenten Desorientierung und schwindenden Zuversichtlichkeit Jugendlicher

⁶ Vgl. Hannah Arendt „Die Krise in der Erziehung“, S. 262ff.

⁷ Ein Großteil der vermeintlich fundamentalen Unterschiede der Geschlechter, die man immer wieder medizinisch-biologisch nachzuweisen suchte, hält - wie es scheint - dem klärenden Zugriff neuester Forschungen nicht mehr stand.. Siehe Eva Maria Schnurr „Frauen sind auch nur Männer“.

und Heranwachsender. Wohin hier die Entwicklungen zukünftig auch verlaufen werden, gewiss ist, dass Frauen erst dann wieder Schülerinnen großer Meister werden können, wenn die Reife der Zeit es erlaubt, dass es den letzteren gleichgestellte anerkannte große Meisterinnen geben darf. Dem käme eine unleugbare symbolische Wirksamkeit zu, auch wenn fraglos zutrifft, dass nicht Geschlecht, sondern Persönlichkeit, Sachverstand, Leistung und Leitungskompetenz die Meisterschaft bedingen.

Angesichts der Geschlechterthematik gilt es zum Abschluss noch folgendes zu bedenken: Ausgehend von Arendts gutzuheißender Forderung, dass das Autoritätsverhältnis im Politischen nichts zu suchen hat, weil es Ungleichheit voraussetzt, muss zwangsläufig auch das Private politisch werden, da auch hier fragliche Ungleichheiten bestehen. Diese Politisierung des Privaten erfolgt nicht, indem alles ans Licht der Sonne gezerrt, vor laufender Kamera ausgebreitet wird und damit jenes lebensnotwendige schützende Dunkel des Familienlebens aufgehoben wird, sondern indem Frauen und Kinder, so wie Männer es immer schon taten, aus diesem Schonraum heraustreten dürfen – temporär oder dauerhaft –, wenn sie es benötigen, wenn es ihren Lebensentwürfen entspricht, wenn dieser Schonraum zum Ort der Gewalt wird, wenn Kinder heranreifen, wenn eine berufliche oder gesellschaftliche Tätigkeit aufgenommen werden soll, wenn ein anderer besserer Lehrer die Lebensbühne betritt Wie von Frauenrechtlerinnen seit langem gefordert und in vielem durchgesetzt, ist der Privatbereich also kein rechtsfreier Raum, in dem natürliche Ungleichheiten vorherrschen, sondern ein durch rechtliche Vorgaben zu schützender Hort der Intimität und Individualität.

Gerade dies ist von brennender Aktualität, denn wir leben bereits auf der zweiten Stufe eines substantiellen Schwundes, insofern durch Traditionsverlust eine Zunahme labiler (Eltern)Persönlichkeiten wahrzunehmen ist, deren fundamentale Verunsicherung die Gestalt leerer, teilweise gewaltsamer Behauptungsgebärden angenommen hat. Wo Arendt forderte, dass Erziehung prinzipiell konservativ – im Sinne von bewahrend, schonend – sein müsse, um das noch unreife Kind gegen die Welt zu schützen⁸, ist heute die Welt längst auf grausame Weise ins Herz des Privaten vorgedrungen. Ihr in den frühen Siebzigern erteilter Appell, sich auf die Grundlagen der Erziehung zu besinnen und dem Prozess der Weltentfremdung mit neuen veränderten Formen der Autorität Einhalt zu gebieten, blieb weitgehend ungehört und unbeantwortet. Zumindest in Großstädten und an sozialen Brennpunkten ist infolgedessen die Bereitschaft Heranwachsender, sich fraglos einer überlegenen Eltern- oder Lehrerpersönlichkeit unterzuordnen, inzwischen auf den Nullpunkt gesunken. Das häusliche Desaster findet seine Entsprechung in Respektlosigkeit und Gewalt an Schulen und Ausbildungsstätten. Für viele Kinder gibt es schon heute keinen Ort mehr, an dem sie `ungestört` und doch wahrgenommen von anderen heranwachsen können. Zugleich sind Heranwachsende in hohem Maße ihresgleichen ausgeliefert, einer Herrschaft, die Arendt als außerordentlich bedrohlich für das Wohl des Kindes ansieht, da aus ihr – wie sie meinte – Konformismus und Haltlosigkeit hervorgehen müssen.⁹

Sowohl die Verabsolutierung der Kinderwelt, wie sie für manche bürgerliche Kreise kennzeichnend sein mag, als auch die unkontrollierbare Auslieferung der Jugend an die suggestive Wirkmacht der Gesellschaft durch Aufhebung aller schützenden Umzäunungen und Einhegungen beraubt die neuen Generationen jener Prozesse, durch die ein graduelles Hinein-

⁸ „Unsere Hoffnung hängt immer an dem Neuen, das jede Generation bringt; aber gerade weil wir nur hierauf unsere Hoffnung setzen können, verderben wir alles, wenn wir versuchen, das Neue so in die Hand zu bekommen, daß wir, die Alten bestimmen können, wie es aussehen wird. Gerade um des Neuen und Revolutionären willen in jedem Kinde muß die Erziehung konservativ sein; dies Neue muss sie bewahren und als ein Neues in eine alte Welt einführen, die, wie revolutionär sie sich auch gebärden mag, doch im Sinne der nächsten Generation immer schon überaltert ist und nahe dem Verderben.“ – Hannah Arendt „Die Krise in der Erziehung“, S. 273.

⁹ Werden, wie es heute oftmals geschieht, Kinder zu früh mit politischer Verantwortung, z.B. in Formen der Selbstorganisation, betraut, so besteht die Gefahr der interessegeleiteten Instrumentalisierung ‚politischer‘ Funktionen. Es kommt dann gerade nicht zu der gewünschten substantiellen Verankerung demokratischer Strukturen.

wachsen in die Welt möglich wird. Das nur allmähliche Ausdehnen des kindlichen Lebenskreises ebenso wie das Vorhandensein überzeugender Autoritäten erachtet Arendt als unverzichtbare Voraussetzungen dafür, dass Kinder eigene Maßstäbe entwickeln und sich schöpferisch und erneuernd in das öffentliche und politische Leben einzubringen vermögen. Auch wenn dieses Erziehungsideal in vergangenen Epochen vermutlich nur im Ausnahmefall erfolgreich realisiert werden konnte, so zeichnet sich mittlerweile ab, dass alle Schutz gewährenden Instanzen von den Einflüssen aus tausend Kanälen der modernen Medien- und Konsumgesellschaft überschwemmt und hoffnungslos abgetrieben werden. Und schon jetzt mutet es irgendwie hinterwäldlerisch an, dem Gewaltproblem in Familien und Schulen ohne Zwangs- und Druckmittel begegnen zu wollen. Die traditionelle Lehrerautorität, die uns Nachkriegskinder noch mächtig zu beeindrucken verstand, hat endgültig abgedankt und das ist gut so. Doch an ihre Stelle sind selten genug jene charismatischen Persönlichkeiten getreten, die durch ihr Wissen, durch gesunden Menschenverstand, pädagogisches Verständnis und sich selbst zu überzeugen vermochten. Im Übrigen ist mit gesundem Menschenverstand gegenwärtig, wie mir scheint, nicht mehr allzu viel auszurichten. Jedenfalls bedarf derselbe der Komplettierung durch eine gründliche psychologische Schulung und eine Reihe von Sozialarbeiterqualitäten sowie last noch least durch etwas, an dem es nicht wenigen Pädagogen schon immer mangelte, er bedarf der Komplettierung durch eine unausrottbare Liebe zu den Menschen, die auch den wüstesten Beleidigungen und subtilsten Anfeindungen noch zuversichtlich und zukunftsgläubig standhält.

Literaturliste:

- Arendt, H. (1994): Was ist Autorität?. In: Dies.: Zwischen Vergangenheit und Zukunft. München 1994, S. 159-200.
- Arendt, H. (1994): Die Krise in der Erziehung. In: Dies.: Zwischen Vergangenheit und Zukunft. München, S.255-276.
- Arendt, H. (2002): Vom Leben des Geistes. München.
- Franco, E. (1987):Das Affidamento in der pädagogischen Beziehung. In: Der Mensch ist zwei. Das Denken der Geschlechterdifferenz, hg. von Diotima, Philosophinnengruppe aus Verona, Wien, S. 173-194..
- Martens, W. (1975): Leserezepte für Frauenzimmer. Die Frauenzimmerbibliotheken der deutsche Moralischen Wochenschriften. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens. Hg. von der Historischen Kommission des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels e.V. Frankfurt/Main 1975. S. 1143-1200.
- Schnurr, E.-M. (2007): Frauen sind auch nur Männer. Warum es die angeblichen Unterschiede zwischen den Geschlechtern gar nicht gibt. In: ZeitWissen, I/2007, S.10-16.
- Steiner, G. (2002): Errata. Bilanz eines Lebens.